

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 35 (1945)

Heft: 13

Artikel: Livia kämpft mit der Finsternis [Fortsetzung]

Autor: Caren

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641123>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

LIVIA

kämpft mit der

12. Fortsetzung

„Weil es nichts Neues darüber zu berichten gab. Die Fortschritte sind natürlich minimal. Aber sie nimmt jetzt wenigstens hinterm Rücken ihres Mannes die Medikamente, die ich ihr bringe, und fühlt sich etwas besser.“

„Was geben Sie ihr denn?“

„Ich habe es zunächst einmal mit Arsen versucht, in medikamentösen Dosen und mit einem Leberpräparat. Das scheint ihr recht gut zu tun.“

„Keine Injektionen?“

„Nein, das ist leider unmöglich. Kandler lässt mich ja kaum fünf Minuten mit ihr allein. Ich bin noch nicht einmal dazu gekommen, sie gründlich genug zu untersuchen, um festzustellen, ob bei ihrem Zustand nicht etwa irgendwelche ätiologischen Momente mitspielen. Ich muss mich ganz auf die symptomatische Behandlung beschränken. Und selbst die ist erschwert durch den seltsamen Primitivismus der Kranken. Sie ist ja kaum imstande, sich über ihre Beschwerden zu äußern. Ein höchst komplizierter Fall!“

„Aber wenigstens kein Kriminalfall?“ warf Erik scherzend ein. Doch sie blieb ganz ernst.

„Wer weiss“, meinte sie nachdenklich, „die Kriminalfälle, die nicht als solche bekannt werden, sind häufiger, als man glaubt. Ich weiss nicht, dieser Kandler war mir vom ersten Augenblick an unheimlich. Ich habe ihn in Verdacht, dass er die Frau loswerden will und ihr absichtlich jeden Arzt fernhält, weil er natürlich genau weiss, dass sie ohne Behandlung verloren ist.“

„Also ein indirekter Mord?“

„Sozusagen. Anders kann man sich bei einem Menschen seines Bildungsgrades und seiner Intelligenz ein derartiges Verhalten kaum erklären, es sei denn, man hält ihn für einen Verrückten, was ich aber nicht glaube. Im Gegenteil, ich halte ihn für äusserst scharfsinnig und schlau, wenn auch ein bisschen verwildert durch sein langes Zusammenleben mit den Bergindianern. Ein interessanter Mensch, das lässt sich nicht leugnen. Ich habe mich im Anfang für seine aztekischen Götzen gar nicht besonders interessiert und bin eigentlich nur zu ihm gekommen, um mir für meine Krankenvisiten bei der Frau ein Alibi zu schaffen. Aber er hat eine so faszinierende Art, von seinen Reisen und Entdeckungen zu erzählen, und ein so ungeheures Wissen auf seinem Gebiet...“

Sie begann von Kandlers Büchern zu erzählen, die er in englischer und spanischer Sprache schrieb und von denen sie einige mit grossem Interesse gelesen hatte.

Der Nachmittag verging. Um die Teestunde füllte sich das stille Café. An den Nebentisch setzten sich zwei schwerhörige Damen, die sich gegenseitig ihre Familiengeschichten ins Ohr schrien. Es wurde ungemütlich. Livia schlug vor, ein wenig spazieren zu gehen. Draussen begann es schon dämmrig zu werden, die Laternen wurden angezündet. Von den Rasenflächen des Tiergartens stieg ein feiner Herbstnebel auf. Etwas von fruhem Winter lag in der Luft.

Livia knöpfte ihren Mantel fester zu und vergrub die Hände in den Taschen. Ein langer blonder Mensch ging an ihnen vorüber, in dem sie einen jungen Architekten aus Greifenberg erkannte, ihren ehemaligen Tennispartner.

„Er hat uns nicht gesehen, sonst hätte er natürlich geäusst“, sagte sie, als er vorüber war, und Erik glaubte etwas wie Erleichterung aus ihrer Stimme zu hören. Das

Finstennis

Eine seltsame Kleinstadtgeschichte
von Caren

Herz zog sich ihm in Bitterkeit zusammen bei dem Gedanken an die kompromittierenden Folgen, die seine Gesellschaft für die Freundin haben konnte. Unwillkürlich schlug er einen weniger begangenen Seitenweg ein. Nach ein paar Schritten blieb er stehen und sagte ernst:

„Hören Sie, Livia — ich habe Sie schon in meinen Briefen darum gebeten und ich wiederhole es jetzt: bitte, seien Sie vernünftig! Geben Sie es auf, nach dem Mörder meines Bruders zu suchen. Das ist in einem Nest wie Greifenberg zu riskant. Sie gefährden damit nur Ihren Ruf, Ihre gesellschaftliche Position.“

„Meine gesellschaftliche Position ist mir gleichgültig“, antwortete sie geringsschätzig. „Ich pfeife darauf!“

„Das sollten Sie nicht tun. Ein praktizierender Arzt ist auf das Wohlwollen seiner Mitbürger angewiesen. Besonders in einer kleinen Stadt.“

„Sie sprechen schon wie mein Papa —“

„Ihr Papa hat ganz recht. Ich bin es wirklich nicht wert, dass Sie sich um meinetwillen Ihre zukünftige Praxis verderben. Wirklich nicht...!“

„Aber die Gerechtigkeit ist es wert, dass man sich für Sie einsetzt!“ erhob sich in der Dämmerung ihre leidenschaftlich schwingende junge Stimme. „Wenn jeder Einzelne das täte, gäbe es noch viel unschuldig Leidende auf der Welt?“

Erik suchte im Halbdunkel ihre Augen.

„Das ist schon wahr, Livia“, sagte er lächelnd. „Aber ich leide ja gar nicht. Wenigstens jetzt nicht mehr. Eine Zeitlang war der Gedanke mir bitter, aus meiner Vaterstadt, an der ich hänge, vielleicht für immer ausgestossen zu sein. Jetzt bin ich darüber hinweg. Und das andere — das was man so ‚verlorene Ehre‘ nennt...?“

„Auch darüber bin ich hinweg. Es ist mir vollkommen gleichgültig geworden, ob mich die Leute in Greifenberg für einen Mörder halten oder nicht. Wahrhaftig — vollkommen gleichgültig. Und wissen Sie, seit wann? Ich will es Ihnen sagen, Livia.“ Er legte seine Hand auf ihren Arm und sagte leise: „Seit dem Tag, an dem wir uns da oben am



Das kleine Hasenmütterchen

(Photo Koller)

Wald begegnet sind und Sie mir sagten, dass Sie es nicht glauben. Dieser Augenblick hat alles gut gemacht...“

Die Stimme versagte ihm vor Erregung. Sie gingen ein paar Schritte, um unter dem nächsten Baum aufs neue stehen zu bleiben. Diesmal war es Livia, die das Schweigen brach. Das Licht einer nahen Laterne sickerte durch die Zweige auf ihr Gesicht und er sah, dass sie lächelte.

„Und trotzdem wollen Sie zu den Menschenfressern gehen?“ fragte sie ihn.

Er nickte bejahend. „Ich habe sogar schon Schritte dafür getan. Man sucht Somali sprechende junge Ärzte für eine neuerrichtete Hilfsstation am oberen Nyassa-See. Ich bin bereits vorgemerkt. Somali lernt man in ein paar Monaten. Vorgestern habe ich damit begonnen.“

Wieder blieb es eine Weile still zwischen Ihnen. Liviias Gesicht tauchte wieder in den Schatten. Und ihre nächste Frage klang ein wenig mühsam.

„Wissen Sie, ob man dort unten vielleicht auch junge Ärztinnen brauchen kann? Dann könnte ich mich auch melden.“ Sie lachte befangen auf. „Wenn man Somali so leicht lernt...“

Erik Hallgarth starrte sie fast erschrocken an.

„Ist das Ihr Ernst, Livia?“

„Mein voller Ernst. Es ist nicht das erste Mal, dass ich diesen Gedanken erwäge. Ich habe auch genug von Greifenberg, ich denke nicht daran, mich dort niederzulassen. Und —“ Sie suchte nach Worten. „Und meinen Sie nicht Erik, dass es zu Zweien — leichter wäre?“

„Für mich, meinen Sie?“

„Auch für mich. Wie denken Sie sich das überhaupt, Erik? Ein gewöhnlicher Brief von dort unten braucht volle drei Wochen, bis er hier ankommt. Und ich kann doch nicht mein ganzes Geld in Luftpostbriefen anlegen.“

„Livia!“ Erik fand keine Worte. Stumm vor Glück, wie damals an jenem Sommerabend im Isartal, hielt er ihre Hand in der seinen. Wie damals fühlten sie Beide das tiefe Einverständnis ihrer Herzen. Aber es war etwas anderes geworden. Das Schicksal hatte den Widerstand ihrer spröden und stolzen Naturen gebrochen und sie darüber belehrt, dass das Glück eine sehr kostbare und vergängliche Sache ist, mit der man nicht so verschwenderisch umgehen darf. Diesmal zögerte er nicht, es an sich zu ziehen. Ihr erhobenes Gesicht, auf das der lichte Baumschatten ein zartes Goldgeflecht zauberte, näherte sich von selbst dem seinen. Und als die Ewigkeit dieses ersten Kusses vergangen war, lächelten sie sich stumm und verwundert an, als wollten sie einander fragen, warum sie mit dieser heiligen Handlung so lange gewartet hatten.

10.

Mira Veltin sass vor ihrer Spiegeltoilette und betrachtete aufmerksam die kleine müde Falte unter ihrem Augenlid, die sie schon am Morgen entdeckt hatte.

„Ich werde alt“, dachte sie. Sie ging jetzt in ihr vierunddreißigstes Lebensjahr. Beim Theater hatte sie sich für fünfundzwanzig ausgegeben und es war ihr sogar geglaubt worden. Ihre zarte, leuchtende Schönheit hatte keine Jahre.

„Ich werde alt“, dachte sie mit einem bitteren Lächeln. „Das kommt vom guten Leben. Und weil ich nichts zu tun habe. Bald werde ich vierzig sein und einen Ansatz von Doppelkinn haben.“

Sie tauchte die Fingerspitze in die Vaseline und begann vorsichtig die kleine Falte zu massieren, bevor sie den Puder auflegte. „Unzufrieden, Mira? Unzufrieden mit deinem Leben?“ spann sie ihren Gedankenfaden weiter.

„Du hast es gewollt. Man muss wissen, was man vom Leben will — das eine oder das andere. Es gibt nichts zu bereuen...“

Mit einem Seufzer, der dieser weisen Schlussfolgerung vernehmlich widersprach, nahm sie einen Lippenstift zur Hand und fing an, den Amorbogen ihres hübschen, etwas zu schmalen Mundes zu vergrößern, wie sie es immer für die Bühne getan hatte. Sie liebte es, sich zu schminken, und es gehörte zu ihren schwersten Entbehrungen, auf diese reizvolle Gewohnheit verzichten zu müssen. Veltin duldeten nicht die kleinste Spur von Schminke auf ihrem Gesicht, nicht einmal am Abend, wenn sie zusammen in Gesellschaft gingen, wollte er ihr erlauben, sich die Lippen zu färben. Nur heimlich zuweilen, wenn er verreist war, wie heute, für einen ganzen Nachmittag mit dem Wagen fort war, konnte sie sich dieses unschuldige Vergnügen gestatten. Es war kaum eine Viertelstunde her, dass er sich von ihr verabschiedet und sie von drunten das Geknatter des anspringenden Motors gehört hatte. Man war also frei, zu tun und zu lassen, was einem beliebte, ohne sich dauernd beobachtet, beargwöhnt, kritisiert zu fühlen. Ach! Mira dehnte sich behaglich und lächelte ihrem Spiegelbild zu ... aber plötzlich erstarrte dieses Lächeln. Ein lämmender Schreck fuhr ihr in die Glieder. Sie hatte im Nebenzimmer einen Schritt gehört — den Schritt ihres Mannes. Hastig liess sie den Lippenstift in der Schublade verschwinden. Aber noch ehe sie Zeit fand, mit einer der zarten Papierservietten sich das Rot von den Lippen zu wischen, stand Konrad Veltin schon hinter ihr. Im Spiegel begegneten sich ihre Augen.

„Du bist noch da, Konny“, stammelte sie, „ich habe doch den Wagen gehört. Ich dachte...“

Veltin zeigte lächelnd seine goldenen Vorderzähne.

„Ich dachte mir, dass du dachtest“, sagte er mit lauernder Freundlichkeit, während er Mira im Spiegel betrachtete, „aber ich hab' es mir plötzlich anders überlegt. Für mich machst du dich denn so schön?“

Das lauernde Lächeln verschwand aus seinem Gesicht und machte einem Ausdruck verbissener Wut Platz. „Was hab' ich denn dir gesagt?“ schrie er sie plötzlich an. „Ich will nicht, dass du dich so herrichtest. Ich will keine Frau, die wie 'ne Nutte aussieht — verstanden? Weg damit!“

Er sah ihr finster zu, bis sie sich die Lippen abgewischt hatte, und wiederholte dann seine Frage: „Für wen schminkst du denn so 'ne Nuttenlarve zurecht, sag'?“

„Für niemand, für mich selbst“, entgegnete sie trotzig. Er lachte pfeifend durch die Zähne.

„Das kannst du deiner Grossmutter weismachen. Mit wem hast du dich gerade verabredet? Wer hat angerufen, als ich vorhin wegging? Ich habe noch auf der Treppe das Telefon läuten hören.“

Die junge Frau zuckte mit gekränkter Gleichgültigkeit die Achseln. „Die kleine Landing. Sie wollte mit mir sprechen wegen dem Wohltätigkeitsfest für das Kinderspital. Sie will nachher einmal vorbeikommen.“

Veltin machte ein dummes Gesicht. „Wegen einer Sammlung?“ fragte er misstrauisch.

Mira polierte mit gesenkten Augen an ihren Fingernägeln.

„Nein“, antwortete sie etwas unsicher, „es soll, glaub' ich, irgendein Stück aufgeführt werden, und sie meinte, ob ich nicht die Hauptrolle spielen wollte, weil...“

„Ausgeschlossen!“ unterbrach er sie heftig. „Kommt überhaupt nicht in Frage! Du weisst, was meine Bedingung war, als ich dich heiratete. Dass du keinen Fuss mehr auf die Bretter setzt.“

„Aber das ist doch nicht dasselbe“, widersprach sie fast weinend. „Eine Wohltätigkeitsvorstellung, bei der lauter Damen der Gesellschaft mitwirken —“

„Einerlei — ich will es nicht. Und damit basta!“ Veltin rannte im Zimmer auf und ab, dass die Möbel zitterten. „Damit du dich mit deinen Partnern abknutschen kannst! Vielleicht mit 'nem verflossenen Liebhaber, wie?“ (Forts. folgt)